

BILDER, DIE WIR IN UNS TRAGEN

von Peter Zajac (Bratislava)

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

erschienen in: Sofronieva, Tzveta
(Hg.): *Verbotene Worte: Eine
Anthologie*. München: Biblion 2005
(Marburger Bibliothek 7)

In Swifts *Gullivers Reisen* gibt es eine schöne Szene. In einem der Länder, in das es ihn verschlägt, verwenden die Menschen kein Geld, sondern sie nehmen alle Dinge in Rucksäcken mit.

Uns mag das heute etwas albern vorkommen. Zahlungsmittel sind nicht die Dinge selbst, sondern ihre Bilder. Dabei ist es aber immer noch so, dass man Menschen besser über die Dinge kennen lernt als über die Bilder der Dinge. Die Architektur eines Landes, einer Stadt, einer Straße, eines Dorfhügels mit Kirche in welliger Landschaft, ihr kultivierter oder vernachlässigter Anblick, all dies sagt oft mehr über uns aus als die Gedächtnisbilder, in denen wir unsere Erlebnisse und Erfahrungen übertragen.

Dort, wo wir die Dinge nicht aus der Vergangenheit mitnehmen können, übertragen wir ihre Bilder. Man könnte es auch so formulieren, dass die Dinge und ihre Bilder aus der Vergangenheit zu uns kommen.

Wenn Sie den Anderen kennen lernen wollen, dann ist es immer noch am besten, zu sehen, wie er lebt: der Mensch in seiner Wohnung oder in seinem Haus, eine Gemeinschaft auf dem Dorf, in der Stadt, in der Region, im Staat.

Dort, wo das nicht möglich ist, kommen die Bilder zum Zuge. Auch in den heutigen globalisierten Zeiten ist es so geblieben, dass Bilder global sind, die Dinge hingegen schon viel weniger. Schließlich lebt der wesentliche Teil der Menschen sein Leben an einem oder an zwei Orten dieser Erdkugel, sofern ihn nicht jemand von seinem Platz vertreibt.

Sobald wir aber Bilder aus der Vergangenheit übertragen, sobald wir uns Bilder von uns selbst und von den Anderen gemacht haben, nehmen diese eine sonderbare Eigenschaft an.

Mit Ausnahme der Kunst sind sie nicht individualisiert, sondern kollektiviert. Plötzlich sage ich nicht, wie *ich dich sehe*, sondern wie *wir uns sehen* oder wie *wir jene sehen*. Wir sprechen darüber, wie wir uns selbst sehen, wie wir die anderen sehen, wie die anderen sich selbst sehen und wie sie uns sehen.

Aus diesen vier Perspektiven knüpft sich dann ein Netz von Beziehungen. So entstehen Anekdoten. Wir kennen jede Menge Anekdoten über geizige Schotten, wir kennen Witze über Deutsche, Franzosen, Amerikaner und Russen. Ich erzähle wenigstens einen von ihnen, der alt ist, aber ein Klassiker: »Kennedy und Chruschtschow machen Hundertmeterlauf. Kennedy gewinnt. Die amerikanischen Zeitungen schreiben: Kennedy war erster, Chruschtschow zweiter. Die russischen schreiben: Chruschtschow war zweiter, Kennedy vorletzter.«

In denselben Beziehungsnetzen entstehen auch Stereotype, oft gerade aus den Anekdoten. Merkwürdig genug, aber das, was wir am häufigsten aus der Vergangenheit mitbringen, sind eben die Stereotype. Stereotypen sind eine Art Vorfabrikat dessen, was wir als *Wir* oder als *Jene* bezeichnen. Stereotype sind sich wiederholende Serien ein und desselben. Sie sind ambivalent. In Zeiten permanenter Veränderungen sichern sie die Kontinuität der Dauer, in Zeiten der Unveränderlichkeit die Reglosigkeit.

Die Grundeigenschaft der Stereotypen ist die Depersonalisierung. Wir erzählen nicht, wie wir Heike Seibt sehen, sondern wie wir die Deutschen, Slowaken, Ungarn, Tschechen sehen. Wir sagen nicht, wie wir *sie* oder *ihn* mit ihrem einzigartigen Gesicht, in einer konkreten Situation, in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit sehen, sondern in einer allgemeinen Situation, im allgemeinen Raum und in der allgemeinen Zeit.

In dieser allgemeinen Raum-Zeit werden die Stereotype dann aus der Vergangenheit in die Gegenwart übertragen. Sie sollten eigentlich Zeichen sein, mit deren Hilfe wir uns zuverlässig in einem unbekanntem Terrain orientieren können. Eine Art Baedeker fremder menschlicher Gefilde.

Stereotype haben aber eine besondere Eigenschaft. Gerade deswegen, weil sie depersonalisierte, entpersönlichte Nachrichten von Menschen sind, achten sie vor allem auf deren markante Eigenschaften. Nicht darauf, wie sich die Menschen normalerweise in gewöhnlichen Situationen, sondern wie sie sich ausnahmsweise und in außergewöhnlichen Situationen verhalten. Und vor allem, wie wir sie in den Ausnahmesituationen und unter außergewöhnlichen Umständen sehen.

Das sind meistens Konfliktsituationen, Zusammenstöße, Konfrontationen. Zumindest Missverständnisse, Unannehmlichkeiten oder Peinlichkeiten. Am besten sieht man das an den nationalen Konflikten. Jeder überträgt seine eigenen Konflikte auf den Anderen. Ein kleines, aber unangenehmes Tierchen namens *Küchenschabe* heißt auf der französischen Seite des Rheins *Preuße*, auf der deutschen *Franzose*, in Ostdeutschland *Russe*, in Polen und in der Slowakei *Schwabe* und in Italien einfach *Deutscher*.

Ähnlich verhält es sich mit der Ahnungslosigkeit. Was auf Deutsch *böhmisches Dorf* heißt, das heißt auf Tschechisch *spanisches Dorf*. Oder mit der Unordnung: Was auf Deutsch *polnische Wirtschaft* heißt, das heißt auf Polnisch *türkische Wirtschaft*.

So könnte man fortfahren. Entscheidend ist hier die Tendenz zur Abwertung: von Nord nach Süd und von West nach Ost. Selbstverständlich erleben wir bei festlichen Gelegenheiten auch die entgegengesetzten Stereotypen. Beim EU-Beitritt der neuen Länder delectierten sich die deutschen Fernsehsender nach Herzenslust an *tschechischem Bier* und an *Knödeln*, an *ungarischer Salami*, an der *Puszta* und an *Szegediner Gulasch*, an slowakischen *Brimsenockerln* oder an slowenischen *Trachtenmädchen*, die (so wie alle anderen mitteleuropäischen Nationen) Volkslieder sangen.

Die festlichen Stereotype oder Fremdbilder sind unschuldig und unschädlich, auch wenn sie nur eine Glasur bilden, unter der das viel kompliziertere Innere schwelt. Sie sind ebenso vereinfachend wie jene Stereotypen und Bilder, die den Anderen bagatellisieren oder barbarisieren. Diese können gefährlich werden, und das tun sie meistens auch, wenn sie sich zu Wortgefechten auswachsen – von Wortgefechten ist es oft nicht mehr weit zu Kriegsgefechten.

Stereotype und Fremdbilder, die wir aus der Vergangenheit mitbringen, erzeugen gewisse Standards, aus denen dann Verhaltensstandards hervorgehen. Sie können ganz neutral sein, manchmal bringen sie touristisch attraktive Bilder von einer *liebenswürdigen Idylle* hervor, meistens haben sie aber die Tendenz, ins Gegenteil umzuschlagen: Aus gutartigen werden böartige.

Stereotype oder vor allem Klischees in den Fremdbildern, diese Stereotypen der Stereotype leben ihr Eigenleben. Ich denke nicht, dass man sie beseitigen oder zerstören kann. Sie sind eine Information über unsere Orthodoxie. Wenn wir aber keine böartigen Stereotypen aus der Vergangenheit in die Zukunft übertragen wollen, dann haben wir dafür ein einziges Mittel: Wir müssen den Stereotypen als standardisierter und instrumentalisierter Sprache die Sprache des individualisierten Erlebnisses, der Erfahrung, des Gefühls, der Erkenntnis und des Gewissens entgegen stellen.

Aus dem Slowakischen von Ute Raßloff

Peter Zajac (geb. 1946) studierte an der Philosophischen Fakultät der Komensky Universität in Bratislava und an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen. Er ist Mitarbeiter am Institut für slowakische Literatur der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (SAV) in Bratislava. Seit 1996 Professor für tschechische und slowakische Literatur und Kultur am Institut für Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin. Neben literaturtheoretischen Publikationen und Essays veröffentlichte er eine deutsche Anthologie der slowakischen Prosa: (*Wie Laub von einem Baum*, 1994).

Kontakt: zajac@internet.sk